

## Beruf: Textilarbeiterin

Sylvia Hahn

In einem Dorfe bei Salzwedel lebte ein  
altes, armes Weiblein mit ihrer einzigen Tochter.  
Diese, mit Namen Marie, war gar ein geschicktes Kind  
und half der Mutter, soviel sie nur konnte, über die Armut hinweg.  
Marie konnte täglich beinahe zwei Zahlen  
Garn spinnen, und ihr Faden war über  
die Maßen gleich und fein.<sup>1</sup>

Kaum ein anderer Produktionszweig ist so eng mit der Frauenarbeit verflochten wie die Textilerzeugung. Wie ein langer Faden zieht sich die Arbeit der Frauen durch die Geschichte der textilen Produktion – im Grunde genommen ist sie eine Geschichte der weiblichen Produktivität.<sup>2</sup> Die Berichte über Frauen, die den Flachs raufften, rösteten, brachen und hechelten oder die Wolle reinigten, schlugen, zupften und krepelten, sind uns aus Märchen und Sagen ebenso bekannt wie aus schriftlichen Überlieferungen, sei es von Platon, Karl dem Großen oder von Friedrich Engels. Stets waren es die Hände der Frauen, die das Werg (Wolle oder Flachs) zu Garn oder Fäden verspannen und für den weiteren Arbeitsschritt, das Weben, aufbereiteten. Die Werkzeuge änderten sich dabei ebenso wie die zu verarbeitenden Rohstoffe: Die Spindel wurde abgelöst vom Spinnrad, dieses wiederum von den ersten Spinnmaschinen, und die traditionellen Textilrohstoffe Wolle, Flachs, Hanf oder Seide wurden von dem neuen und „begehrten Rohstoff aus dem Süden“<sup>3</sup>, der Baumwolle, verdrängt.

---

1 Die Spinnerin im Mond, in: Willy Planck, Ludwig Bechsteins Märchenbuch, Stuttgart o. J., 84–86, hier 84. Für den Hinweis danke ich ganz herzlich Frau Univ.-Ass. Dr. Ulrike Aichhorn.

2 Gerburg Treusch-Dieter Hg., Wie den Frauen der Faden aus der Hand genommen wurde. Die Spindel der Notwendigkeit, Berlin 1983, 12.

3 Almut Bohnsack, Spinnen und Weben. Entwicklung von Technik und Arbeit im Textilgewerbe, Reinbek bei Hamburg 1981, 154.

## Von der Hand-Spinnerin ...

Diese Veränderungen standen in engem Zusammenhang mit der allmählichen Kapitalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft seit Beginn der Neuzeit. Über Jahrhunderte wurde von den Frauen auf dem Lande ausschließlich für den Eigenbedarf gesponnen, gewebt und gestickt; die notwendigen „Werkzeuge“ sowie das Wissen über Qualität und Verarbeitung der Rohstoffe wurden von Generation zu Generation vor allem innerhalb der weiblichen Familienmitglieder weitergegeben.

Eine deutliche Zäsur sowohl in der Quantität und Qualität als auch in der Arbeitsorganisation der Textilproduktion setzte durch die Entstehung des Handelskapitals und verstärkt durch die staatlichen Wirtschaftsbestrebungen des aufgeklärten Absolutismus ein. Da weder die steigende Nachfrage noch die angestrebten Produktionssteigerungen von der starren und unflexiblen zünftischen Produktion gedeckt werden konnten, faßte man eine gezielte Aktivierung und Nutzung sämtlicher brachliegender naturmäßiger und menschlicher Ressourcen ins Auge. Zur Textilproduktion sollten das große ländliche Arbeitskräftepotential der Männer ebenso wie die angeblich „müßigen Hände der Weiber, Kinder und Greise“<sup>4</sup> herangezogen werden: 1756 wurden „Spindeln, Kockeln, Haspel und Weifen“ in großer Zahl an die Landbevölkerung verteilt<sup>5</sup>; 1765 erließ Maria Theresia das „Spinnpatent“, welches zu Gründungen von „Spinnschulen“ führte, in denen den Kindern und „erwachsenen in der Spinnerei nicht geübten Mägdelein“<sup>6</sup> das Spinnen beigebracht werden sollte. Daneben rief man Arbeits- und Spinnhäuser ins Leben, in denen „müßige Bettler“, „Dienstboten weiblichen und männlichen Geschlechts“ sowie „leichtfertige Weibspersonen, wie auch derselben Kupplerinnen“ und „Soldatenmädchen“ zur Spinnarbeit verpflichtet und unter Aufsicht zur „Vermehrung der Industrie“ angehalten werden sollten.<sup>7</sup>

Derartige Zwangsverpflichtungen von Frauen zur Spinnarbeit finden sich im 18. Jahrhundert auch in anderen europäischen Ländern: In Preußen etwa wies man 1723 die „Raths-Diener“ der Städte an, „die müßig sitzenden Weibs-Leute“ zu „observiren“, aufzuzeichnen und „dem regierenden Bürgermeister täglich eine Liste“ darüber zuzustellen um daraufhin diese Frauen „zur Spinnung eines Pfundes Wolle ... verbindlich machen“ zu können. Auch „alle Herrenlose Weibersleute in allen Städten“ sollten „genau verzeichnet (sic!) und eine jede ... wochentlich ien (sic!) Pfund Wolle oder Leinen-Garn zu spinnen ... angehalten werden“.<sup>8</sup>

4 Ludwig von Mises, Zur Geschichte der österreichischen Fabrikgesetzgebung, in: Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, 14 (1905), 209–271, hier 211.

5 Karl Pribram, Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik von 1740–1860, I, Leipzig 1907, 70f, zitiert nach Marie Hofmann, Die Frauenarbeit in der niederösterreichischen Textilindustrie. Ihre Entwicklung in den ersten 100 Jahren bis 1848 mit besonderer Berücksichtigung der Fabrikarbeiterin, Diss., Wien 1940, 27.

6 Zitiert nach Hofmann, Frauenarbeit, wie Anm. 5, 25.

7 Zitiert nach Hofmann, Frauenarbeit, wie Anm. 5, 24.

8 Preußisches Edikt über das Woll- und Flachsspinnen der Hökerweiber, arbeitslosen Gesindes usw. vom 14. Juni 1723. Abgedruckt in und zitiert nach Rita Bake, Vorindustrielle Frauenerwerbsarbeit. Arbeits- und Lebensweise von Manufakturarbeiterinnen

Neben den Arbeits- und Spinnhäusern entstanden die ersten zentralisierten Produktionsstätten in Form von Manufakturen, in denen Frauen und Männer, manchmal ganze Familien, für die Textilproduktion tätig waren. Die erste große Baumwollmanufaktur wurde in der Habsburgermonarchie 1670 von der Orientalischen Handelskompanie in einem ehemaligen Gasthaus in Schwechat in Niederösterreich eingerichtet.<sup>9</sup> Weitere Gründungen folgten im Laufe des 18. Jahrhunderts vor allem auf dem „platten Lande“ im Süden von Wien, im Bezirk St. Pölten, nördlich von Wien im Waldviertel oder im slowakischen Sassin; Manufakturen zur Wollverarbeitung entstanden etwa in Linz 1786 und in Oberleutensdorf in Böhmen.<sup>10</sup> In Deutschland entwickelte sich für die Seidenproduktion das Gebiet um Krefeld zu einem Zentrum der manufaktuellen und hausindustriellen Produktion, für die Leinwandweberei Schlesien, Oberdeutschland und Westfalen, für das Spitzenklöppeln das Erzgebirge und Vogtland; zentralisierte Manufakturbetriebe sind vor allem im Bereich der Textilveredelung (Kattundruck) entstanden.<sup>11</sup>

Abgesehen von der unterschiedlichen Rohstoffverarbeitung war den Manufakturbetrieben gemeinsam, daß hier hauptsächlich die Endfertigung der Textilstoffe, wie das Bleichen, Appretieren, Färben oder Bedrucken vorgenommen wurde. Der Anteil, der in den zeitgenössischen Manufaktur-Tabellen ausgewiesenen „Weibs-Personen“ und „Lehrmädchen“ betrug durchschnittlich zwischen 25 und 30 Prozent.<sup>12</sup> Der Frauenanteil lag aber wesentlich höher, etwa zwischen 40 bis 50 Prozent. Vielfach wurden Frauen nämlich auch für Hilfs- und Transportarbeiten verwendet, wobei hier die zeitgenössischen Statistiken nicht zwischen männlichen und weiblichen „Handlangern“ unterschieden. Auf überlieferten Abbildungen ist deutlich erkennbar, daß Frauen die gelieferten Rohstoffe von den Pferdegespannen abladen und in Körben, die auf dem Rücken oder auf dem Kopf getragen wurden, in die Manufaktur

---

im Deutschland des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung Hamburgs, Köln 1984, 300.

9 Zur Ausbreitung der Baumwollerzeugung in Österreich siehe Viktor Hofmann, Beiträge zur neueren österreichischen Baumwollwarenindustrie in den österreichischen Alpenländern im 18. Jahrhundert, in: Archiv für österreichische Geschichte, 110/2, Wien/Leipzig 1926.

10 Einen Überblick der „Protoindustrialisierung“ in Österreich bietet Markus Cerman, Proto-industrielle Entwicklung in Österreich, in: ders. und Sheilagh C. Ogilvie Hg., Protoindustrialisierung in Europa. Industrielle Produktion vor dem Fabrikzeitalter, Wien 1994, 161–176. Detailliert zum Waldviertel siehe Andrea Komlosy, An den Rand gedrängt. Wirtschafts- und Sozialgeschichte des oberen Waldviertels, Wien 1988. Zur Textilindustrie in Linz vgl. Helmut Lackner und Gerhard A. Stadler, Fabriken in der Stadt. Eine Industriegeschichte der Stadt Linz, Linz 1990, 109–180.

11 Vgl. Herbert Kisch, Hausindustrie und Textilgewerbe am Niederrhein vor der Industriellen Revolution. Von der ursprünglichen zur kapitalistischen Akkumulation, Göttingen 1981; Karl Ditt, Industrialisierung, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Bielefeld 1850–1914, Dortmund 1982; Ute Luise Fischer und Hans-Jürgen Weißbach, Der Wandel geschlechtsspezifischer Erwerbsmuster in der Textil- und Bekleidungsindustrie, in: LTA-Forschung, 6 (1992), 6–22; Elisabeth Harder-Gersdorff, Leinenregionen im Vorfeld der Industrialisierung, in: Hans Pohl Hg., Gewerbe- und Industrielandschaften vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert, Stuttgart 1986, 203–253; Bake, Frauenerwerbsarbeit, wie Anm. 8.

12 Gustav Otruba, Die Anfänge und die Entwicklung der Industrie in Niederösterreich, in: Unsere Heimat, 24 (1953), 78.

brachten.<sup>13</sup> Darüber hinaus konzentrierten sich die Tätigkeitsfelder der Frauen hauptsächlich auf die textilen Vor- und Nachbearbeitungsprozesse: Frauen waren in den zentralisierten Manufakturen als Winderinnen, Spulerinnen, Hasplerinnen, Schweiferinnen aber auch als Textildruckerinnen, „Maler- oder Schildmädchen“ und als „Hangmeisterin, Mangerin, Rescherin und Kottonglanzerin“<sup>14</sup> beschäftigt.

Hinsichtlich der lokalen und sozialen Rekrutierung der in der Manufaktur tätigen Frauen lassen sich deutliche Unterschiede ausmachen, die vor allem Auswirkungen auf die Möglichkeiten von Haushalts- und Familiengründung sowie der Altersversorgung hatten. Bei einem Teil der Manufakturarbeiterinnen handelte es sich um weibliche Familienangehörige der „Meister“, die den Kern der qualifizierten Arbeitskräfte und im weitesten Sinne bereits eine „Stammarbeiterschaft“ stellten. Sowohl die Ehefrauen als auch die Töchter (aber auch die Söhne) dieser qualifizierten Meister gingen einer Beschäftigung in der Manufaktur nach.<sup>15</sup> Als Angehörige der „Meister“-Familien zählten diese Frauen innerhalb der weiblichen Manufakturarbeiterschaft zu einer eher privilegierten Gruppe: So unterlagen die Meister-Töchter nicht den allgemein für untere Schichten geltenden restriktiven Heiratsbestimmungen und für Witwen galten ähnliche Regelungen wie im Handwerk: Sie durften entweder die Arbeit ihres Ehemannes mit den Gesellen, „Jungen und Scholaren“ fortsetzen oder konnten bei Wiederverheiratung „die Fabrikarbeit ihrem Gatten in die neue Ehe mitbringen“.<sup>16</sup> Dadurch wurden sie zu begehrten Heiratspartnerinnen, wie etwa ein Beispiel aus der Schwechater Manufaktur zeigt: Hier stieg ein Webermeister durch die Heirat einer Meisterwitwe zum Beschau- und Sortiermeister (mit einem Einkommen von 150 bis 180 Gulden) auf.<sup>17</sup> Auch die Altersversorgung der Witwen war durch eine „kleine Pension“ meist gesichert. In Wiener Neustadt lebten noch in den 1850er und 1860er Jahren im Manufakturhaus des Textilunternehmers C. F. Bräunlich ältere alleinstehende Witwen, wie etwa Maria Gruber oder Pepi Winter, die „im Genuß einer Pension“ waren.<sup>18</sup>

13 Siehe dazu die Abbildungen und die Beschreibung der Tätigkeiten in Hermann Freudenberger, *The Waldstein woolen Mill. Noble Entrepreneurship in Eighteenth-Century Bohemia*, Soldiers Field/Boston/Massachusetts 1963; Bake, *Frauenenerwerbsarbeit*, wie Anm. 8, 33.

14 Zitiert nach Hofmann, *Frauenarbeit*, wie Anm. 5, 38ff; Bake, *Frauenenerwerbsarbeit*, wie Anm. 8, 46ff. Detaillierte Beschreibungen der Arbeitsabläufe und vor allem der weiblichen Tätigkeiten finden sich in Bohnsack, *Spinnen und Weben*, wie Anm. 3; Bake, *Frauenenerwerbsarbeit*, wie Anm. 8; Werner Siebel, *Industrialisierung des Spinnens*, in: Treusch-Dieter, *Frauen*, wie Anm. 2, 107–170, hier 160–170. Einen allgemeinen kurzen Überblick vermittelt Hans Wolfgang Behm, *Von der Faser zum Gewand. Blick in die Verarbeitung der Textilrohstoffe*, Stuttgart 1924.

15 Ausführlicher dazu Sylvia Hahn, „Als ob man bloß arbeiten tät, um einen Lehrbuben zu ersetzen“. *Frauenarbeit im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert*. Am Beispiel von Wiener Neustadt, in: Rudolf G. Ardelt und Erika Thurner Hg., *Bewegte Provinz. Arbeiterbewegung in mitteleuropäischen Regionen vor dem Ersten Weltkrieg*, Wien/Zürich 1992, 259–278, hier 261–266.

16 Hofmann, *Beiträge*, wie Anm. 9, 537.

17 Hofmann, *Beiträge*, wie Anm. 9, 547.

18 Sylvia Hahn und Gerald Sprengnagel, *Datenbank „Wiener Neustadt im Maschinenzeitalter“*, Volkszählungslisten von Wiener Neustadt 1857, 1869 und 1880; vgl. Hahn, *Frauenarbeit*, wie Anm. 15, 265.

Den Großteil der weiblichen Manufakturarbeiterschaft bildeten aber die jungen ledigen oder die älteren unversorgten (verwitweten) Frauen der städtischen oder ländlichen Unterschichten. Die Integration dieser Frauen in den manufakturmäßigen Arbeitsprozeß geschah, wie schon kurz erwähnt, sowohl aus wirtschaftlichen als auch aus disziplinären Gründen und teilweise unter Anwendung von Zwangsmaßnahmen: Gertraude Bierbaumer war – unter vielen anderen – eine davon unmittelbar Betroffene: 1798 wurde sie in Wien von der Polizei aufgegriffen. Da sie keinen „ordentlichen Nahrungsweg“ nachweisen konnte, sollte sie zur Textilarbeit in eine Wiener Neustädter Manufaktur, wo auch ihr Vater tätig war, oder an einen „sonstigen ehrbaren Erwerbort“ gebracht werden.<sup>19</sup>

Der überwiegende Teil der Arbeitskräfte war aber nicht in der Manufaktur selbst, sondern in den eigenen vier Wänden in verlagsmäßig organisierter Heimarbeit tätig. Unter Teilnahme meist sämtlicher Familienmitglieder wurde von den Angehörigen der unteren städtischen und ländlichen Bevölkerungsschichten – den Tagelöhnern, Mägden, Knechten, Soldaten, Häuslern, Hofbauern oder den Heuerlingen und Insten, wie sie im Deutschen Reich genannt wurden – die Spinnarbeiten verrichtet.<sup>20</sup> Für die Schwechater Manufaktur arbeiteten 1779 rund 14.200 Spinner/innen, und sechs Jahre später waren es bereits knapp 22.500. Durchschnittlich verrichteten allein in Niederösterreich im ausgehenden 18. Jahrhundert stets zwischen 10.000 und 20.000 Personen Spinnarbeiten für die Manufakturen. Die Rohstoffbelieferung dieser im „Verlags-system“ tätigen Heimarbeiter/innen erfolgte über Zweigniederlassungen der Manufakturen, im zeitgenössischen Sprachgebrauch „Faktoreien“ genannt, die im Waldviertel, im böhmisch-mährischen Raum, in Schlesien, Oberösterreich und im Wiener Becken errichtet wurden.<sup>21</sup> Die notwendigen Arbeitswerkzeuge stellten die Manufakturbesitzer den hausindustriellen Produzent/inn/en zur Verfügung.

### ... zur „Spinning-Jenny“

Die von staatlicher Seite vorangetriebene Erweiterung der Textilerzeugung hin zur überlokalen Marktproduktion war nur durch die massive und oft zwangsweise Einbeziehung weiblicher Arbeitskräfte möglich geworden. Für Frauen bedeutete dies den ersten Schritt weg von einer relativ selbstbestimmten Produktivität hin zur fremdbestimmten und bezahlten Lohnarbeit. In einem nächsten Schritt wurde ihnen neben den traditionellen Arbeitsmitteln allmählich auch das über Generationen weitergegebene Wissen aus der Hand genommen und im Zuge der Industriellen Revolution durch maschinelle Produktionsmittel ersetzt. Dafür

---

19 Stadtarchiv Wiener Neustadt präs. 622 vom 1. März 1798.

20 Jürgen Kocka, Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert, Bonn 1990, 232.

21 Herbert Matis, Protoindustrialisierung und „Industrielle Revolution“ am Beispiel der Baumwollindustrie Niederösterreichs, in: Andrea Komlosy Hg., Spinnen – Spulen – Weben. Leben und Arbeiten im Waldviertel und anderen ländlichen Textilregionen, Horn 1991, 15–48.

ausschlaggebend waren die zunehmende Verbreitung und Nachfrage von Baumwollwaren ebenso wie die in diesem Produktionszweig rasch fortschreitenden technologischen Veränderungen, die dem obrigkeitlichen ökonomischen Verlangen nach höherer Produktivität Rechnung trugen. Für die anwachsende Garnnachfrage reichten die vielen tausend spinnenden Hände von Frauen, Männern und Kindern kaum mehr aus. Aufgrund der ungleichen Produktionsverhältnisse wurde in England 1761 von der „Royal Society“ ein Preis für die Erfindung einer Spinnmaschine ausgeschrieben, die „sechs Woll-, Flachs-, Hanf- oder Baumwollfäden gleichzeitig verspinnen und nur eine Person zur Bedienung brauchen würde“. <sup>22</sup> Tatsächlich ließen die technischen Erfindungen im Spinnbereich nicht lange auf sich warten: 1764 entwickelte der Engländer James Hargreaves die erste funktionstüchtige Spinnmaschine, die „Spinning Jenny“<sup>23</sup>; 1769 wurde Robert Arkwright's „Spinning-Throstle“ patentiert. Letztere – auch unter der Bezeichnung „Water Frame“ bekanntgewordene Spinnmaschine – war bereits für einen mechanischen Antrieb, etwa mittels eines Wasserrades, konstruiert. Weitere und ausgereifere Erfindungen von Spinnmaschinen folgten, beispielsweise 1779 die „Mule“ von Samuel Crompton.<sup>24</sup> Diese technischen Erfindungen erlaubten binnen kurzer Zeit den Übergang zur textilen Massenproduktion.

Nach dem Vorbild der maschinell ausgerüsteten Textilfabriken in England<sup>25</sup> entstanden auch auf dem Kontinent zu Beginn des 19. Jahrhunderts die ersten Maschinenspinnereien und -webereien. In der Habsburgermonarchie wurde die erste großbetriebliche Baumwollspinnerei 1801 im niederösterreichischen Pottendorf errichtet. In den nächsten Jahrzehnten folgten weitere Gründungen: Böhmen, Vorarlberg und das Gebiet im Süden von Wien<sup>26</sup> entwickelten sich zu Hauptzentren der maschinellen Spinnerei und Weberei. 1841 existierten in der Habsburgermonarchie bereits 145 Baumwollspinnereien; 40 davon hatten einen Standort in Niederösterreich, von denen wiederum 37 im Wiener Becken angesiedelt waren.<sup>27</sup> Bis zu den 1870er Jahren wuchs die Anzahl der

22 Siebel, *Industrialisierung*, wie Anm. 14, 114.

23 Werner Siebel interpretiert die Bezeichnung dieser ersten Spinnmaschine mit einem weiblichen Namen als Hinweis auf „die ursprüngliche Domäne der Frau“ in der Textilverarbeitung. Vgl. Siebel, *Industrialisierung*, wie Anm. 14, 114.

24 Crompton verwendete für seine Erfindung deswegen die Bezeichnung „Mule“ (= Mausestel; Kreuzung aus zwei verschiedenen Arten), da er sowohl Elemente der Jenny als auch der Water-Frame verwendete und zu einem neuen, produktiveren Mechanismus vereinigte. Zur Entwicklung der mechanischen Spinnerei siehe C. Böttger u. a. Hg., *Das neue Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Rundschau auf allen Gebieten der gewerblichen Arbeit*, VI, Leipzig/Berlin 1867, 157–194, hier 177–180. Ausführlich auch bei Bohnsack, *Spinnen*, wie Anm. 3, 194ff; Siebel, *Industrialisierung*, wie Anm. 14, 125ff.

25 Zur Frauenarbeit im Übergang von der Manufaktur zur fabrikindustriellen Textilproduktion in England siehe Maxine Berg, *The Age of Manufactures 1700–1820. Industry, Innovation and Work in Britain*, London/New York 1994.

26 Zur Entstehung des „Industrieviertels“ im Süden von Wien und die Rekrutierung der Arbeiterschaft siehe Sylvia Hahn, *Das Industrieviertel*, in: *Gesellschaft für Wirtschaftsdokumentation Hg., Niederösterreichische Wirtschaftschronik*, Wien 1994, 73–94.

27 Gustav Otruba, *Österreichs Industrie und Arbeiterschaft im Übergang von der Manufaktur zur Fabrikepoche (1790–1848)*, in: *Österreich in Geschichte und Literatur*, 15 (1971), 569–604, hier 586.

Baumwollfabriken im Wiener Becken auf 44 an.<sup>28</sup> Die Fabriksgründungen erfolgten überwiegend in kleinen an Flußläufen gelegenen Dörfern, deren gesellschaftliches und wirtschaftliches Leben für die nächsten hundert Jahre davon geprägt war. In vielen Fällen wurde „die Geschichte der Fabrik zugleich zur Geschichte des Ortes“.<sup>29</sup>

In diesen ersten Maschinenspinnereien und -webereien, die zunächst durch Wasser- und später durch Dampfkraft angetrieben wurden, blieb die Bedienung der Textilmaschinen in den ersten Jahrzehnten ausschließlich den Männern, unter Assistenz von Kindern, vorbehalten; diese stellten auch die Mehrheit der Arbeitskräfte. Die Maschinen als Erfindungen von Männern blieben in ihrer Verwendung vorerst auch ausschließlich Produktionsmittel für Männer. In neun Chemnitzer Spinnfabriken waren z. B. 1812 an den Feinspinnmaschinen nur Männer und Kinder beschäftigt, während das Woll-Lesen, Krempeln und Weifen ausschließlich von Frauen (und Kindern) besorgt wurde.<sup>30</sup>

Mit fortschreitender Maschinerisierung kam es allmählich zu einer „Refeminisierung der Spinnarbeit“<sup>31</sup>, wodurch der weibliche Anteil der Arbeitskräfte wieder deutlich anstieg. In Manchester betrug der Frauenanteil in 151 Baumwollfabriken bereits in den 1830er Jahren 52 Prozent.<sup>32</sup> In der Ravensberger Spinnerei in Bielefeld waren 1863 schon 57 Prozent der Arbeitskräfte Frauen. Allgemein wurde die 50-Prozentmarke im Deutschen Reich und in der Habsburgermonarchie ungefähr Mitte der 1870er Jahre erreicht.<sup>33</sup> In der niederösterreichischen Baumwollspinnerei und -weberei in Felixdorf machten in den 1870er und 1880er Jahren die weiblichen Arbeitskräfte stets zwischen 45 bis 50 Prozent der Gesamtbelegschaft aus.<sup>34</sup>

Die Fäden, die den Frauen kurzfristig durch die Maschine und die männlichen Bediener aus den Händen genommen worden waren, erhielten sie mit fortschreitender Industrialisierung zwar wieder zurück – allerdings unter wesentlich veränderten Arbeitsbedingungen und -anforderungen: Sowohl Tempo, Rhythmus als auch die auszuführenden Tätigkeiten selbst lagen nun nicht mehr in ihren Händen sondern wurden von der Maschine, deren Takt und Bedienungsmechanismus, vorgegeben. Aufgrund der Arbeitsteilung und Zerlegung des Arbeitsprozesses

---

28 Verein für Landeskunde von Niederösterreich Hg., Topographie von Niederösterreich, 1 (1877), 309.

29 Maria Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch, Frankfurt a. M. <sup>3</sup>1980 (Leipzig <sup>1</sup>1933), 33.

30 Karin Zachmann, Männer arbeiten, Frauen helfen. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Maschinerisierung in der Textilindustrie des 19. Jahrhunderts, in: Karin Hausen Hg., Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen, Göttingen 1993, 71–96; hier 75.

31 Zachmann, Männer, wie Anm. 30, 78.

32 Dagmar Kilt, Arbeit, Familie und Freizeit in der englischen Textilindustrie des 19. Jahrhunderts, in: Arnold Lassotta und Paula Lutum-Lenger Hg., Textilarbeiter und Textilindustrie. Beiträge zu ihrer Geschichte in Westfalen während der Industrialisierung, Hagen 1989, 123–137, hier 128.

33 Ditt, Industrialisierung, wie Anm. 11, 108; Kocka, Arbeitsverhältnisse, wie Anm. 20, 466.

34 Zur Textilarbeiterschaft in Felixdorf vgl. Sylvia Hahn, Standort von Fabriken – Wanderung von Arbeitern, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde, 4 (1992), 121–126.

in Einzelbereiche reduzierten sich die Tätigkeiten der Frauen auf einfache repetitive Handgriffe. Selbst die traditionellen Kenntnisse und das Wissen der Frauen über die Qualität und die Verarbeitung der Rohstoffe waren kaum mehr gefragt und notwendig. Die Bedienung der Textilmaschinen konnte unabhängig von Geschlecht und Alter rasch erlernt werden. Aus deutschen Spinnereien ist bekannt, daß vier bis sechs Wochen, maximal ein halbes Jahr dafür ausreichten.<sup>35</sup>

Insgesamt bedingte die Arbeitsorganisation der mechanisierten Textilfabriken einen – nach Qualifikation, Geschlecht und Alter – weitgefächerten Bestand an Arbeitskräften. Vielfach wurde die „für die vorindustrielle Gesellschaft typische, familiale (und geschlechtsspezifisch getrennte) Produktionsweise“ weitgehend in die Fabriken übertragen.<sup>36</sup> Sehr rasch kristallisierte sich eine deutlich geschlechtsspezifisch und altersmäßig strukturierte Arbeitshierarchie in den Textilfabriken heraus: „Männer warten Maschinen und stellen sie ein, Frauen und Mädchen tauschen Rollen und Spulen aus und knüpfen gerissene Fäden zusammen.“<sup>37</sup> Das heißt: Männer übernahmen zunehmend die besser qualifizierten und bezahlten Arbeiten als Aufseher, Vorarbeiter, Maschinenwärter oder -regulierer. Frauen hingegen blieben auf die unqualifizierten und schlecht bezahlten Arbeitsplätze und Hilfsarbeiten beschränkt. Mögliche Aufstiegschancen in der Arbeitshierarchie waren für Frauen selten oder kaum gegeben. Eine „bescheidene, innerbetriebliche Karriere“ einer Textilarbeiterin wurde am Beispiel der Ravensberger Spinnerei in der Nähe von Bielefeld folgendermaßen beschrieben: Die Laufbahn einer 14jährigen Fabrikarbeiterin begann zunächst als Spulerin, indem sie „die Spulen von den Maschinen nahm und neue aufsetzte. Mit 16 bis 18 Jahren konnte das Mädchen dann Streckerin, Vorspinnerin oder schließlich Feinspinnerin werden.“ Dem konnte noch der eventuelle Aufstieg zur „Kommandofrau“ folgen, was aber eher selten der Fall war, „weil die meisten Aufsichts- und Meisterpositionen von Männern besetzt wurden“.<sup>38</sup>

Auch bei den nächsten Maschinengenerationen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederholte sich die geschlechtsspezifische Arbeitsaufteilung und Ablöse: Nach Einführung der selbstspinnenden Maschinen, den „Selfactorn“<sup>39</sup>, wurden diese vorerst ausschließlich von männlichen Arbeitskräften bedient. Die Löhne der Selfactorspinner zählten zu den höchsten in der Textilindustrie. Doch nach einiger Zeit gingen auch diese Maschinenarbeitsplätze an Frauen über, wobei überwiegend jüngere Frauen an den Selfaktor-Maschinen im Team mit den Andreherinnen arbeiteten. Mit den zur Jahrhundertwende verstärkt in Einsatz

35 Kocka, Arbeitsverhältnisse, wie Anm. 20, 453.

36 Nach Ansicht von Karin Zachmann wurde dadurch weitgehend auch die Anpassung der oft „unzivilisierten Arbeiterschaft“ (B. Flohr) an die kapitalistische Fabriksdisziplin erleichtert. Vgl. Zachmann, Männer, wie Anm. 30, 77.

37 Siebel, Industrialisierung, wie Anm. 14, 158.

38 Kocka, Arbeitsverhältnisse, wie Anm. 20, 453.

39 Die erste Selfacting Mule war eine Erfindung von Richard Roberts (1830) und erfuhr in den nächsten Jahrzehnten eine kontinuierliche Weiterentwicklung. Verstärkt zum Einsatz kamen diese selbstspinnenden Maschinen vor allem ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Vgl. Bohnsack, Spinnen und Weben, wie Anm. 3, 222ff.

kommenden Ringspinnmaschinen setzte im Feinspinnprozeß europaweit – mit unterschiedlichen zeitlichen Verzögerungen – die endgültige Ablösung der Männerarbeit durch Frauenarbeit ein.<sup>40</sup>

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts stieg der weibliche Beschäftigtenanteil in der Textilbranche generell in Europa auf 60 bis 70 Prozent an. In der Habsburgermonarchie waren nach der Jahrhundertwende insgesamt rund 275.000 Frauen in der Textilindustrie beschäftigt; im Deutschen Reich und in England wurden jeweils ungefähr 500.000 gezählt.<sup>41</sup> Bis zum Ersten Weltkrieg blieb diese Erwerbssparte sowohl in Österreich wie im Deutschen Reich einer der wichtigsten industriellen Produktionszweige und zählte zu den Branchen mit den höchsten Beschäftigtenzahlen.

Bereits kurz nach der Jahrhundertwende hatten sich erste Krisenerscheinungen bemerkbar gemacht, und in den 1920er und 1930er Jahren sollten diese mit Produktionseinbrüchen und Massenarbeitslosigkeit einen absoluten Höhepunkt erreichen. Ungefähr 13.000 Textilarbeiter/-innen waren Ende der 1920er Jahre ohne Arbeit. Im niederösterreichischen Textilort Marienthal waren zu Beginn der 1930er Jahre „mehr als drei Viertel der Familien des Ortes in ihrer materiellen Existenz von der Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung abhängig“.<sup>42</sup> Von den insgesamt 478 Familien des Ortes mußten 358 Familien ausschließlich vom Bezug der Arbeitslosenunterstützung leben. Insgesamt zählte die österreichische Textilindustrie 1930, konzentriert im Wiener Becken, in Tirol und Vorarlberg, rund 70.000 Beschäftigte. Der Großteil davon, ungefähr 25.000, war in Baumwollspinnereien und -webereien tätig; der Frauenanteil betrug in den einzelnen Verarbeitungszweigen – mit Ausnahme der Seidenproduktion – durchwegs zwischen 60 und 65 Prozent, in den Spitzen- und Stickereibetrieben 80 Prozent und in der Wirk- und Strickwarenerzeugung sogar 90 Prozent.<sup>43</sup>

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg konnte die Textilindustrie nicht mehr an die ehemalige Vorrangstellung als industrieller Leitsektor anknüpfen. Produktionsumfang und Beschäftigtenanteil erfuhren von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine weiter fortschreitende Reduktion. Davon betroffen waren fast alle europäischen Länder, maßgebend dafür war unter anderem der von den Kapitaleignern in Gang gesetzte Produktionstransfer in Länder mit niedrigem Lohnniveau (und einem großen weiblichen Arbeitskräfte-reservoir), wie der Dritten Welt oder das südliche und seit 1989 zunehmend auch das östliche Europa. In Österreich sank der Beschäftigtenstand allein in den Jahren zwischen 1991 und 1994 von rund 39.000 auf

---

40 Zachmann, Männer, wie Anm. 30, 77ff; vgl. auch dies., Typisch Mann – typisch Frau – geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und technischer Wandel, in: Ferrum, 65 (1993), 50–58. Zu technischen Details siehe Bohnsack, Spinnen und Weben, wie Anm. 3, 222ff.

41 K. k. Statistische Zentralkommission Hg., Österreichisches Statistisches Handbuch 1914, Wien 1916, 18ff.; Gerhard A. Ritter und Klaus Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992, 441; Kocka, Arbeitsverhältnisse, wie Anm. 20, 80; Elizabeth Roberts, Women's Work 1840–1940, Houndmills/Basingstoke/Hampshire 1988, 34.

42 Jahoda u. a., Die Arbeitslosen, wie Anm. 29, 39.

43 Kammer für Arbeiter und Angestellte Hg., Handbuch der Frauenarbeit in Österreich, Wien 1930, 73ff.

29.000 ab. Von diesem massiven Personalabbau waren vor allem die Arbeiterinnen betroffen: Zahlenmäßig verloren doppelt so viele Frauen (4.754) wie Männer (2.265) ihre textile Erwerbsarbeit. Prozentual gesehen, wirkte sich dies dahingehend aus, daß sich die geschlechtsspezifische Beschäftigungsstruktur wieder zugunsten der männlichen Arbeitskräfte verschob, deren Anteil in diesen Jahren von 38 auf 40 Prozent anstieg. Wie in den Jahrhunderten zuvor sind auch heute noch die weiblichen Arbeitskräfte in Zeiten wirtschaftlicher oder branchenspezifischer Krisen die Verliererinnen am Arbeitsmarkt. Ein Faktor ist trotz Wirtschaftskrise(n), veränderter Produktionsstandorte und -bedingungen einstweilen (weltweit) gleich geblieben: Die Mehrzahl der Arbeitskräfte in der Textilindustrie ist weiterhin (noch) weiblich.

## Die Unzufriedenen

Seit den ersten Lohnarbeitstagen bekamen Textilarbeiterinnen für die gleiche Arbeit stets weniger bezahlt als männliche Arbeitskräfte. Als Argumente wurden die angeblich schwächere weibliche Konstitution, die daraus resultierende geringere Produktivität und Arbeitsbelastung sowie allgemein die gesellschaftlich-rechtliche Stellung der Frau als Abhängige des Ehemannes oder des Familienvorstandes angeführt. Vor allem der letzte Aspekt war ausschlaggebend dafür, daß der Verdienst der Frauen stets nur als „Zuverdienst“ und keineswegs als eigenständiges Einkommen angesehen wurde.

Die ungleiche Entlohnung reicht bis in die Zeit des Manufaktur- und Verlagswesens zurück: Die Verdienste der Frauen betragen im Durchschnitt nur die Hälfte oder ein Drittel der männlichen Löhne. Auch innerhalb der weiblichen Arbeiterschaft gab es beträchtliche Einkommensdifferenzen: Die Löhne von Manufakturarbeiterinnen lagen meist etwas höher als diejenigen der verlegten Heimarbeiterinnen; die der Seidenwinderinnen und Spulerinnen zählten innerhalb der Textilbranche überhaupt zu den niedrigsten – sie lagen oft selbst unter den Verdiensten von Kindern in den Baumwollspinnereien.<sup>44</sup>

An der ungleichen Entlohnung änderte sich auch durch die Maschinerisierung des Arbeitsprozesses nur wenig. Trotz des Stücklohnes,<sup>45</sup> der für Frauen und Männer gleich war, verdienten Arbeiterinnen im Durchschnitt weniger als die männlichen Beschäftigten. Frauen wurden etwa für Arbeiten mit schlechteren und billigeren Materialien herangezogen oder an langsamere (ältere) Maschinen gestellt, mit denen eine geringere Stückanzahl erzielt werden konnte. In England arbeiteten im 19. Jahrhundert prozentual mehr Männer an „six-loom“, Frauen hingegen bedienten „four-loom“; in Preston blieb die Arbeit an „six-loom“ selbst bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges ein ausschließliches Privileg der

<sup>44</sup> Hofmann, Frauenarbeit, wie Anm. 5, 48.

<sup>45</sup> Die Berechnung eines Stücklohnes in der Weberei basierte auf der erreichten Schußzahl, während in der Spinnerei nach Menge und Feinheit des gesponnenen Garns bezahlt wurde. Vgl. Ritter u. a., Arbeiter, wie Anm. 41, 308.

Männer.<sup>46</sup> An dieser Lohndiskriminierung der Frauen hat selbst die – seit mittlerweile fast über 100 Jahren – wiederholt von gesetzlichen Vertretungskörperschaften oder von den Arbeiterinnen selbst vorgebrachte Kritik nichts geändert.

Gegen die ungerechte und niedrige Entlohnung ihrer Arbeit haben sich die weiblichen Arbeitskräfte stets zur Wehr gesetzt. Zunächst erfolgte der Protest vereinzelt und individuell, beispielsweise durch Wegbleiben oder Verlassen der Manufaktur oder durch einen Fabrikwechsel. In zahlreichen Eingaben und Beschwerden bei den städtischen Obrigkeiten im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert wird seitens der Textilunternehmer oftmals über „entlaufene“ Lehrmädchen und Arbeiterinnen geklagt.<sup>47</sup> Die Proteste der Arbeiterinnen waren aber nicht nur defensiv; sie machten auch von ihrem Recht Gebrauch bei den obrigkeitlichen Behörden Lohnrückstände einzufordern: 1784 verklagte die Floretseidenbandarbeiterin Katharina Feckerin aus Wien den „Seidentüchelfabrikanten J. Hölscher“ wegen eines nicht ausbezahlten Arbeitslohnes;<sup>48</sup> 1828 ging die Handarbeiterin Anna Veneziani in Wien Schottenfeld vor Gericht, um vom Textilunternehmer A. Loris ihren rückständigen Arbeitslohn von fast vierhundert Conventionsmünzen inklusive dem Ersatz der Gerichtskosten zu bekommen.<sup>49</sup> Derartige Lohnstreitigkeiten endeten meist mit einem Vergleich zwischen den Arbeiterinnen und den Textilunternehmern.

Teilweise griffen die Arbeiterinnen auch auf Mittel zurück, die in der Tradition der „moralischen Ökonomie“<sup>50</sup> standen. Dazu zählten etwa das Zurückhalten oder „Verkaufen“ der – dem Fabrikanten bzw. Arbeitgeber gehörenden – Produktionsmittel und -materialien. Die bereits erwähnte Katharina Feckerin wechselte im Jahr nach ihrer Klageführung gegen den Fabrikanten Hölscher den Arbeitgeber unter Mitnahme der „zwei Werkstühle“. Damit „verkaufte“ sie unerlaubterweise sowohl die zwei dem Fabrikanten Hölscher gehörenden Stühle ebenso an den neuen Arbeitgeber wie ihre Arbeitskraft. Als Grund für ihre Handlungsweise gab Katharina F. an, daß sie sich für den wiederholt „schuldig gebliebenen Lohn schadlos“ halten wollte.<sup>51</sup> Auch Maria Herdek aus Wien-Fünfhaus wollte 1843 „die ihr überlassenen Spulen und Seidenfäden“ dem Seiden- und Baumwollfabrikanten H. Breuer nur unter der Bedingung zurückgeben, „wenn Breuer ihr die vierzehn Tage, die sie nun ohne Arbeit verbracht habe, bezahle“.<sup>52</sup>

Unter diesem Gesichtspunkt können auch die vielen kleinen Materialdiebstähle von Frauen gesehen werden, die ebenfalls, der „moralischen

---

46 Roberts, *Women's Work*, wie Anm. 41, 36.

47 Zitiert nach Hofmann, *Frauenarbeit*, wie Anm. 5, 73ff.

48 Hofmann, *Frauenarbeit*, wie Anm. 5, 76.

49 Walter Sauer, *Arbeitsweltbezogene Konflikte im Vormärz*, in: Verband Österreichischer Geschichtsvereine Hg., *Bericht über den 18. österreichischen Historikertag*, Wien 1990, 129–138, hier 134.

50 Vgl. Edward P. Thompson, *Plebeische Kultur und moralische Ökonomie*. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte im 18. und 19. Jahrhundert, Frankfurt/Berlin/Wien 1980.

51 Hofmann, *Frauenarbeit*, wie Anm. 5, 76.

52 Sauer, *Konflikte*, wie Anm. 49, 134.

Ökonomie" vorindustrieller Zeit entsprechend, als eine Form der Rückaneignung der nicht- oder unbezahlten Arbeit durch andere Werte darstellten. Diese materiellen Aneignungen dienten in den meisten Fällen vor allem der familialen Subsistenzsicherung, für die die niedrigen Löhne kaum ausreichten, wie das Beispiel von Anna Schultes zeigt: Bei einer von der Fabrikverwaltung beantragten Hausdurchsuchung stellte man fest, daß sie „Cottonreste aus der Kettenhofer Textilfabrik mit nach Hause genommen und daraus Kleidung angefertigt hatte“.<sup>53</sup>

Derartige individuelle und vereinzelt Widerstände wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von ersten kollektiven Protestmaßnahmen in Form von Arbeitseinstellungen und Streiks abgelöst. Anna Altmann organisierte bereits in den 1860er Jahren als knapp Vierzehnjährige einen kleineren Lohnstreik von jüngeren Arbeiterinnen in einer Spinnfabrik, worauf sie sofort entlassen wurde.<sup>54</sup> Die rebellische Anna Altmann war in dieser Zeit sicherlich eine Ausnahme, denn viel häufiger wurde den Lohnforderungen in den 1870er und 1880er Jahren durch spontane gemeinsame Arbeitsniederlegungen der weiblichen und männlichen Arbeitskräfte Nachdruck verliehen. Die Arbeiterinnen beteiligten sich an diesen Arbeitseinstellungen meist solidarisch und ließen sich nicht von den Fabrikleitungen als Streikbrecherinnen oder Lohndrückerinnen benutzen. Darüber hinaus sorgten sie in diesen Tagen und Wochen für das alltägliche Durchkommen und Überleben und übernahmen zusätzlich Aufgaben im Bereich der frühen gewerkschaftlichen und politischen Agitation, wie etwa das Verteilen von Flugblättern.<sup>55</sup>

Größere und ausschließlich von Arbeiterinnen organisierte Streiks, bei denen Verbesserungen der Lohn- und Arbeitsverhältnisse sowie die Arbeitszeitverkürzung zu den Hauptforderungen zählten, wurden dann in den 1890er Jahren und nach der Jahrhundertwende durchgeführt. Der Streik der Appreturarbeiterinnen 1893 in Wien war der erste große von Frauen organisierte Streik in der Habsburgermonarchie, worüber Amalie Seidel, die als die „Aufhetzerin“ des Streikes galt, in ihren Lebenserinnerungen detailliert berichtete.<sup>56</sup> 1896 folgte der Streik der Spinnereiarbeiterinnen in Floridsdorf und Simmering, an dem rund 1.500 Personen, überwiegend Frauen, beteiligt waren. Noch im selben Jahr stellten 700 Textilarbeiterinnen in Reichenberg aus Solidarität zu elf Kolleginnen, die aufgrund der Teilnahme an den Ersten Mai-Feiern gemäßregelt werden

53 Sauer, Konflikte, wie Anm. 49, 133. In den Fabrikbetrieben sollte am Eingang ein strenges Kontrollsystem eventuelle Materialdiebstähle verhindern. Auch in den Fabriks- und Arbeitsordnungen findet sich stets ein eigener Paragraph, in dem strenge Strafsanktionen (bis hin zur Entlassung) dafür festgelegt wurden.

54 Anna Altmann, Ich wil Wissen und Aufklärung unter die Proletarier tragen (1857–1970), in: Richard Klucsarits und Friedrich G. Kürbisch Hg., Arbeiterinnen kämpfen um ihr Recht, Wuppertal o. J., 123–129, hier 126.

55 Verena Conzett, Mit 12 Jahren in einer Zwirnfabrik, in: Klucsarits, Arbeiterinnen, wie Anm. 54, 71–73, hier 73.

56 Amalie Seidel, Der erste Arbeiterinnenstreik in Wien (1893), in: Klucsarits, Arbeiterinnen, wie Anm. 54, 194–196; Adelheid Popp, Jugend einer Arbeiterin, Berlin/Bonn 1983, 158ff; Kammer für Arbeiter und Angestellte, Handbuch, wie Anm. 43, 569. Ausführlicher zu Amalie Seidel siehe: Gabriele Pawlik, Amalie Seidel. Die Lysistrate der Arbeiterinnen, in: Edith Prost Hg., „Die Partei hat mich nie enttäuscht ...“ Österreichische Sozialdemokratinnen, Wien 1989, 223–252.

sollten, die Arbeit ein und forderten die Wiederaufnahme der „Rädelführerinnen“.<sup>57</sup> Auch in anderen Orten in Böhmen und in Niederösterreich kam es kurz vor und nach der Jahrhundertwende wiederholt zu zahlreichen Arbeitseinstellungen und Streiks in Textilfabriken, so in Neunkirchen (1895/96), Baden (1895), Wiener Neustadt (1895/96, 1905/06, 1907/09), Brünn (1896/97/99) und Trautenau (1897), wobei Frauen stets mehr als die Hälfte bis zu drei Viertel der Streikenden ausmachten.<sup>58</sup>

Damit traten die Textilarbeiterinnen mit ihren Forderungen erstmals an die Öffentlichkeit. Einige von ihnen wie Anna Altmann, Amalia Seidel, Anna Boschek, Adelheid Popp und Marie Sponer in Österreich, in der Schweiz Verena Conzett und in Deutschland Luise Zietz<sup>59</sup>, sollten über ihr Engagement im Erwerbsbereich hinaus zu den ersten weiblichen Vertreterinnen in der politischen Öffentlichkeit und damit zu Wegbereiterinnen für die Gleichberechtigung der Frauen auf allen Ebenen des rechtlichen, gesellschaftspolitischen und beruflichen Lebens werden.

## Trotz allem: Großmutter, Mutter, Tochter – Textilarbeiterin

Die Textilerzeugung war einer der wenigen Produktionsbereiche, in denen von der vorindustriellen Zeit bis ins 20. Jahrhundert eine Berufsvererbung in weiblicher Generationenfolge feststellbar ist. Ebenso wie in vorindustrieller Zeit die Frauen ihr Wissen und ihr Werkzeug, die Spindel oder das Spinnrad, an die nachkommende weibliche Generation weitergaben, folgten im Industriezeitalter die Töchter den Müttern, manchmal auch den Großmüttern in die Manufaktur und in die Fabrik. Sowohl für die Ära des Manufakturwesens als auch für das Fabrikzeitalter finden wir Belege, daß stets mehrere weibliche Angehörige einer Familie in der Textilverarbeitung, meist sogar im selben Betrieb, tätig waren. Barbara Lamplin etwa war ebenso wie ihre Mutter in den 1780er Jahren in der Krausfloretfabrik von J. M. Kimmerling in Wien beschäftigt.<sup>60</sup> Anna Zöber zum Beispiel, geboren 1791, war als Seidenwinderin und ihre Tochter Anna Carolina, geboren 1832, als Schweiferin bis in die 1860er Jahre in einer Wiener Neustädter Manufaktur tätig.<sup>61</sup> Berta N. etwa, die noch heute in dem niederösterreichischen Textilort Felixdorf lebt, kann auf eine drei Generationen zurückreichende Berufsvererbung blicken: Ihre Großmutter kam in den 1880er Jahren, wie viele andere Arbeitsmi-

---

57 Bei diesem Streik kam es zwischen der eingreifenden Gendarmerie und den Textilarbeiterinnen zu massiven gewalttätigen Auseinandersetzungen, die drei Todesopfer und einige Verletzte, darunter Frauen und Kinder, zur Folge hatten. Vgl. Kluscarits, Arbeiterinnen, wie Anm. 54, 140; Kammer für Arbeiter und Angestellte, Handbuch, wie Anm. 43, 570.

58 Vgl. Statistisches Departement im k.k. Handelsministerium Hg., Die Arbeitseinstellungen im Gewerbebetriebe in Österreich während des Jahres 1894ff, Wien 1896.

59 Zu autobiographischen Materialien und Kurzbiographien der genannten Frauen siehe Kluscarits, Arbeiterinnen, wie Anm. 54, 71ff; Kammer für Arbeiter und Angestellte, Handbuch, wie Anm. 43, 568ff.

60 Hofmann, Frauenarbeit, wie Anm. 5, 73.

61 Hahn, Frauenarbeit, wie Anm. 15, 265.

grant/inn/en der Habsburgermonarchie, aus Hohenelbe in Böhmen nach Felixdorf, um gemeinsam mit ihrem Ehemann in der Spinnerei und Weberei zu arbeiten. Auch ihre Tochter, die spätere Mutter von Berta N., ging sofort nach Beendigung der Schulpflicht als Spinnerin „in die Fabrik“. Fast ein Jahrzehnt arbeiteten sowohl die Großmutter als auch die Mutter von Berta N. gemeinsam in der Fabrik. Nur kurze Zeit nach der Geburt von Berta N., Mitte der 1920er Jahre wird von ihrer Mutter die Fabrikarbeit wieder aufgenommen. Die Betreuung des Kleinkindes übernahm die Großmutter, die damit ihre Arbeit in der Fabrik beendete. Nach Abschluß der Schulzeit sollte auch Berta N. sofort zum Familieneinkommen beitragen: als Textilarbeiterin in der Spinnerei, wie schon ihre Großmutter und Mutter. Sie war bis zu ihrer krankheitsbedingten Frühpensionierung in den 1970er Jahren in der Felixdorfer Spinnerei tätig.<sup>62</sup> Auch Johanna T., deren Mutter in einer Weberei arbeitete, folgte dem Beispiel der Mutter und schilderte ihren Berufseinstieg mit folgenden Worten: „Im 37er Jahr bin ich aus der Schule gekommen. Dann, nach 14 Tagen Ferien, ist die Mutter heimgekommen von der Fabrik und hat vom ‚Konsum‘ eine Schürze mitgebracht. ‚So und die bindest jetzt um und lernst die Weberei‘, hat sie gesagt. ... Ich bin dann halt in die Fabrik gegangen und hab das Weben gelernt.“<sup>63</sup>

Die Liste mit den Beispielen für weibliche Berufsvererbung ließe sich fortsetzen. Vielfach war und ist die generationenübergreifende Textilarbeit von Frauen ein Resultat ihrer eingeschränkten Arbeitsmarktchancen und -möglichkeiten, die wiederum auf die – weit ins 20. Jahrhundert hineinreichende – ungleiche geschlechtsspezifische Ressourcenverteilung von Bildungs- und Qualifikationserwerb zurückzuführen ist. Dadurch waren Frauen auf einen äußerst eng begrenzten Erwerbsebereich angewiesen und in wirtschaftlichen Krisenregionen oder Abwanderungsgebieten sind sie es vielfach heute noch. Studien aus den 1980er Jahren, durchgeführt in Österreich und Deutschland, zeigen aber, daß Textilarbeiterinnen sich keinesfalls dem bürgerlichen Familienmodell entsprechend „einseitig auf Hausarbeit“ festlegen lassen wollen.<sup>64</sup> Wie die Großmutter und Mutter von Berta N. kehrt ein Großteil der Textilarbeiterinnen trotz Kinder, Familie und der Doppelbelastung von Haushalt und Erwerbstätigkeit wieder in den „Beruf“, in die Fabrik, zurück. Vielleicht hat gerade die generationenübergreifende berufliche Tradition dazu geführt, daß für Textilarbeiterinnen die Erwerbstätigkeit, ein eigenständiges Einkommen und „der eigene Wille zur Pension“, wie es eine Textilarbeiterin formulierte, ebenso fixer Bestandteil ihrer weiblichen (Arbeits-)

62 Die Lebens- und Arbeitsbiographie von Berta N. sowie ihrer Mutter und Großmutter wurden ausführlich dargestellt bei der von mir 1992 organisierten und gestalteten Ausstellung „Frauenwerkstätten. Vom Arbeiten zwischen Herd und Fließband“ im Industrieviertelmuseum in Wiener Neustadt. Frau Berta N. stellte dafür dankenswerterweise zahlreiches persönliches Bildmaterial als auch ihre Zeit für ein ausführliches Interview zur Verfügung.

63 Zitiert aus: Erzählte Lebensgeschichte, Textilarbeit. Waldviertler Frauen erzählen. Zusammengestellt von Martha Weber, in: Komlosy, Spinnen, wie Anm. 21, 139–146, hier 140.

64 Dieter Bichlbauer, Ingrid Frassine und Angelika Laurda, Arbeitsbedingungen und Gesundheit der Arbeiterinnen und Arbeiter in der Textilindustrie, Wien 1988, 103.

Identität geworden sind, wie ein Berufsstolz, der sich an einer gewissen Arbeitsfreude mit den Textilmaterialien und -produkten äußerte. Eine Textilarbeiterin faßte dies bei einem Interview auf die Frage, warum sie die harte Arbeit trotz Doppelbelastung wieder aufgenommen habe, kurz und bündig mit den Worten zusammen: „Was mir taugt? Wie soll ich das sagen: Wenn was Gescheites herauskommt.“<sup>65</sup>

---

65 Bichlbauer u. a., Arbeitsbedingungen, wie Anm. 64, 57.